etymologiske pisanje. Móžnosć *kъd'e > *kd'e > staroserbsce *d'e so pak njediskutuje.

ó so po wuwjedźenjach na s. 103 wurěkuje (w dźensnišim času) jako [u°] potajkim jako diftong. Tute twjerdźenje njeje nowe, ale dwěluju na nim. (W eksperimentelnofonetiskich přepytowanjach je runje *ó* jedyn z najkrótšich wokalow, štož hižo přećiwo diftongiskemu charakterej rěči. Wurěkowanje wotpowěduje wjele bóle madźarskemu krótkemu *o*, kiž tež njeje diftongiske.) Potom pak (s. 141) so monoftongizacija *ó* do 17. lětstotka datuje.

Na druhim boku namakaš tež wjele dobrych nastorkow za dalše slědźenje, na př. wo hromadupadnjenju *č* a *ć*, kiž stej so w kat. literaturje po Swětliku (w ew. literaturje samo hakle wot Zejlerja) na bazy etymologije rozeznawałoj, do wěsteje měry konsekwentnje wot pózdnjeho 18. lětstotka sem (formulacija na s. 119 „well into the late 19th century" je wězo pisanski zmylk a by dyrbjała być „well into the late 18th century").

Facit: Kaž kóžda kniha njeje tež tuta bjez městnow, hdźež by sej dalše wuwjedźenja abo hinašu argumentaciju přał. To pak ničo na cyłkownje pozitiwnym zaćišću njezměni.

Edward Wornar

Studien 2. Im Auftrag des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. hrsg. von Michael Simon. Thelem Universitätsverlag: Dresden 1999 (Volkskunde in Sachsen; Heft 7), 186 S.

Mit dem siebenten Heft der Reihe „Volkskunde in Sachsen" legen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des 1997 gegründeten Dresdener Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. einen Band vor, der sowohl inhaltlich als auch in der Form dem Konzept solider Forschungs- und Dokumentationsarbeit entspricht. Die Grundlage für das Erscheinen der Reihe hatte 1996 die damalige Arbeitsgruppe Volkskunde am Institut für Geschichte der Technischen Universität Dresden mit der Herausgabe einer ersten Studiensammlung gelegt, und zwar zu einer Zeit, als an eine kontinuierliche Weiterarbeit oder gar institutionell geförderte volkskundliche Forschung nicht zu denken war. Dieser Sammlung folgten ein Themenheft zum Landhandwerk in Sachsen im selben Jahr und 1997 ein Heft über den Nachlass Adolf Spamers sowie eine Arbeit über das in sächsischen Folklore-Sammlungen gezeichnete Abbild von Ehe und Familie. Das Doppelheft mit den Nummern 5 und 6 stellt Arbeitsweise und Profil von 23 volkskundlichen Landesstellen, Instituten und außeruniversitären Einrichtungen im deutschsprachigen Raum vor, darunter das Sorbische Institut. Als zweites Publikationsorgan besitzt der Bereich Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde mit „Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen" eine gesonderte – seit 1960 erscheinende – Zeitschrift für Referate, Berichte und Annotationen.

Die vorliegende zweite Studiensammlung enthält sechs Aufsätze, die zum einen in der Tradition des bereits unter Rudolf Weinhold konzipierten Forschungsschwerpunkts stehen und die Alltagskultur im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert be-

leuchten (so die Beiträge von B. Emmrich, B. Schöne, R. Weinhold) und zum anderen Lebenswelten mit deutlichem Gegenwartsbezug analysieren (die Beiträge von A. Martin, U. Schlosser, K. Eisch).

Der Beitrag von Brigitte Emmrich „Volkstümliche Lesestoffe und bürgerliche Lese- und Leihbibliotheken in Kursachsen am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts" (S. 9-51) fußt auf zwei Kapiteln ihrer Dissertation.[2] Während ihrer archivalischen Recherchen vor allem im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden war die Verfn. auf zahlreiche obrigkeitliche Verlautbarungen und Verbote gestoßen, die nicht allein die landläufige Verbreitung von verschiedenen Lesestoffen belegen, sondern zum Teil eine über das Maß der Lust hinausführende „Lesesucht" unter der Bevölkerung bekunden. Dies widerspricht der von der Folkloristik lange Zeit vertretenen Idealvorstellung vom nicht alphabetisierten Landmann, vom „Volk ohne Buch"[3], das ausschließlich über mündliches Erfahrungswissen verfügt haben soll. Die Untersuchung bestätigt die These von den nicht eindeutig zu trennenden Bereichen mündlicher und schriftlicher Überlieferung. Erzähltes wurde gedruckt, gelesen und wieder nacherzählt. Freilich lassen sich Quellen, die die Rezeption populärer Lesestoffe im Einzelnen oder gar statistisch belegen, kaum finden, worauf Emmrich mehrmals verweist. Anhand von Konfiskationslisten gelingt es ihr jedoch, nicht nur die ganze Bandbreite so genannter sittenwidriger Schriften und deren Popularität aufzuzeigen, sondern auch den hinter jedem Verbot stehenden politischen bzw. moralisierenden Anspruch aufzudecken. Standen nach 1789 in erster Linie sozialpolitische und revolutionäre Schriften auf dem kursächsischen Index, so war es zwanzig Jahre später vor allem die erotische und pornographische Trivialliteratur (S. 22 und 48). Zusammen mit Volksbüchern, Traum- und Punktierbüchern, Kur- und Wirtschaftsbüchern, Kalendern und Almanachen, Zeitungen und Zeitschriften wurde sie auf Märkten zum Kauf und in Bibliotheken zum Verleih angeboten. Darüber hinaus brachten Händler, Boten und Hausierer die Druckschriften unter die Leute. Insgesamt stand die staatliche und kirchliche Obrigkeit dem Lesen eher ablehnend gegenüber, da es als zeitraubende und die Sittsamkeit gefährdende Beschäftigung der Untertanen galt. Das zeigt sich vor allem im Opponieren gegenüber dem Einrichten öffentlicher Lese- und Leihbibliotheken, wofür nur in Ausnahmefällen Konzessionen erteilt wurden. Dennoch hat es in Dresden bereits um 1800 eine erhebliche Anzahl von Bibliotheken gegeben. Die Registrierung von 1824 zählte im Meißnischen Kreis 31 Lesebibliotheken, davon 17 in Dresden. (S. 49) Die Inhaber waren zum großen Teil Handwerker, die diese im Nebenerwerb führten und so vermutlich „erheblich auf die geistige Kultur ihres sozialen Milieus" eingewirkt haben (S. 51). Zu Recht charakterisiert die Verfn. daher die Bibliotheken in den Städten „als spezielle bürgerliche Institutionen der Literaturverbreitung" (S. 36).

Bernd Schöne beschäftigt sich in seinem Aufsatz über die „Familienverhältnisse erzgebirgischer und vogtländischer Textilproduzenten im 18. und 19. Jahrhundert" (S. 53–72) mit Fragen des Strukturwandels innerhalb der Familien und berücksichtigt dabei besonders schichtspezifische Unterschiede in der Familienform bei textilgewerblichen Heimwerkern, Bauern und Textilunternehmern. Seine Untersuchung familialer Lebenswelten stützt sich in erster Linie auf die Auswertung von Gerichtsbüchern, Inventar-

---

[2] Emmrich, Brigitte: Studien zur Volksdichtung in der Zeit nach der französischen Revolution auf der Grundlage von Materialien aus dem ehemaligen Kursachsen [Ms.], Berlin 1987

[3] Vgl. den Titel von Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910, Frankfurt a. M. 1970

verzeichnissen und Testamenten in den beiden genannten sächsischen Regionen. Die eingesehenen Quellen deuten auf den Versuch, Eheschließungen mittels definierter Rechtsverhältnisse zu steuern, indem jeder Partner zuvor Vermögen nachweisen musste. Dies sollte die eheliche Verbindung unter Armen verhindern, von denen zu erwarten war, dass sie der Gemeinde zur Last fallen würden. Heiraten durfte demnach nur derjenige, der über einen gesicherten „Nahrungsstand" verfügte. Bei Bauern, Handwerkern und Textilunternehmern ergab sich dieser aus dem ererbten Besitz, der sich durch gezielte Güterheirat vermehren ließ, wobei weder regionale noch nationale Grenzen eine Rolle spielten. Bei den Strumpfwirkern und Webern bildete der gemeinsame Verdienst aus Heimarbeit das Fundament der Ehe, was das Heiraten innerhalb der gleichen sozialen Schicht bzw. Berufsgruppe zur Folge hatte. Starb ein Ehepartner jung, so heiratete der zurückgebliebene schnell, um die häusliche Produktion aufrechterhalten zu können. Ererbter Besitz wurde in der Regel verkauft und der Erlös unter den Erbnehmern aufgeteilt. Eine feste emotionale Bindung an das eigene Haus als familiärer Besitzstand konnte sich nicht ausbilden (S. 62).

Während in Bauernfamilien die Altenteiler im Haus verblieben und zusammen mit der jungen Familie und deren Kindern den Hof bewirtschafteten, produzierte bei den textilgewerblichen Heimwerkern das alte Ehepaar selbständig weiter. Erst der verwitwete Elternteil erhielt Wohnrecht bei einem der Kinder, was gewöhnlich testamentarisch geregelt war. Kennzeichnend für die Heimwerkerfamilien war, dass die Frauen direkt im häuslichen Produktionsbereich und damit am Einkommen der Familie beteiligt waren. Entsprechend schwach ausgeprägt zeigten sich die geschlechtliche Arbeitsteilung und davon abgeleitet die patriarchale Hierarchie, was bis zur Beteiligung des Mannes an den so genannten weiblichen Verrichtungen im Haushalt führen konnte. Der Verf. bezeichnet dies als ein spezifisches Unterschichtenphänomen (S. 67), das m. E. darüber hinaus die Austauschbarkeit der Geschlechterrollen belegt. Gleichzeitig kommt es gerade in diesen Familien häufig zur Vernachlässigung der Kinder, die frühzeitig in den Arbeitsprozess der Eltern eingegliedert wurden. In der produzierenden Kernfamilie hatte Kindheit nicht den Status eines eigenständigen Lebensabschnitts.

Laut Robert Wuttkes Angaben über die Bevölkerungsgröße in Sachsen zählte Dresden im 18. Jahrhundert zu den einwohnerstärksten Städten Deutschlands[4], was u. a. auch eine Folge häufiger Eingemeindungen der Vororte war. Wie schon Schöne für die erzgebirgischen und vogtländischen Textilarbeiterdörfer erklärt, hatte jedes Dorf die Pflicht, „seine Armen" zu unterstützen (S. 54), was in gleicher Weise für die Städte galt. Rudolf Weinhold breitet in beeindruckender Übersichtlichkeit ein reichhaltiges Material zur Dresdener Armen- und Spitalpflege vom 17. bis 19. Jahrhundert aus und stellt diese als Element städtischer Ernährungspolitik dar (S. 73–87). Im 18. Jahrhundert lag die Dresdener Armenfürsorge im Wesentlichen in den Händen der Kirche, wurde jedoch in den folgenden Jahrzehnten mehr und mehr unter die Aufsicht städtischer Behörden gestellt. Abgesehen von karitativen Übungen zu kirchlichen Fasten- und Festtagen, privaten Initiativen sowie Spendenaktionen zu besonderen Jubiläen und Festlichkeiten sicherten fortlaufende Suppen- und Brotspenden die Minimalversorgung der Stadtarmen. Auch die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts verbessernde Versorgung der Kranken und Pflegebedürftigen in den Dresdener Spitalen lässt bei aller Dünnwandigkeit des sozialen Netzes das Bemühen der städtischen Obrigkeit erkennen, ihrer Verantwortung gegenüber den untersten sozialen Schichten nachzukommen (S. 87).

---

[4] Wuttke, Robert: Sächsische Volkskunde. Dresden 1900; Nachdruck 1998, S. 171

„Natur – Kultur", das Thema des diesjährigen Volkskundekongresses in Halle, schlägt sich in der Untersuchung von Andreas Martin nieder. In „Der Fremdenverkehr in der Sächsischen Schweiz. Zur offenen Frage der Entdeckung und Entwicklung einer touristischen Landschaft bis 1914" (S. 89–115) geht es weniger um die Analyse eines regionalspezifischen Wirtschaftszweigs als vielmehr um den Wandel einer Lebens- und Erfahrungswelt. Erste Darstellungen dieser Region als wildromantische Landschaft stammen aus den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, wobei es in erster Linie die bildende Kunst, besonders die Künstlergruppe um Adrian Zingg war, die in ihren Kupferstichen die bizarre Schönheit der sich unmittelbar vor den Toren der Residenzstadt erhebenden Felsen festhielt und ihre Arbeiten in erheblicher Anzahl verkaufen konnte. Mit der verkehrstechnischen Erschließung des Gebiets durch die Elbeschifffahrt und die Eisenbahn nahmen auch literarische Beschreibungen deutlich zu. Bereits seit Beginn des 19. Jahrhunderts lag die Verantwortung für die vom Fremdenverkehr genutzten Wege, Brücken und Versorgungsstationen nicht mehr bei den einzelnen Gemeinden, sondern bei der Forstwirtschaft als einer Behörde des Kurfürstentums bzw. ab 1815 des Königreichs Sachsen (S. 100). Mit der Gründung des Gebirgsvereins im Jahr 1877 regte sich erstmals auch das landeskundliche Interesse an der Region – die Einrichtung eines Vereinsmuseums als Forschungs-, Sammel- und Dokumentationsstätte wurde diskutiert. Gleichzeitig entwickelte sich der Fremdenverkehr in zunehmendem Maße zum wirtschaftlichen Faktor, was wiederum den Einsatz von Vereinsmitgliedern zum Schutz der Natur ins Leben rief. Das heute verbreitete Umweltbewusstsein beruht im Wesentlichen auf diesem frühen privaten Engagement. Der Verf. schreitet auf nachvollziehbare Weise die Erschließung eines Territoriums ab, das sich vom abenteuerlichen Naturschauplatz zu einem heutigen Bedürfnissen entsprechenden Erholungsgebiet entwickelt hat. Ausgehend von den frühen Schilderungen erlebter Natur und der per Bild oder Erzählung überlieferten Faszination der Reisenden weist der Verf. nach, wie die zunehmende Kenntnis das Denken über diese Landschaft neu strukturiert hat.

Untersuchungen zur Bauweise findet man in den volkskundlichen Periodika der vergangenen Jahre recht selten. Umso erfreulicher ist daher der informative Beitrag von Ulrike Schlosser, der die industrielle Produktion von Fertigteilhäusern und die damit eng verbundene Geschichte von drei sächsischen Firmen beleuchtet (S. 117–130). Die Verfn. verortet die Herstellung so genannter Maschinenhäuser in Sachsen „zwischen handwerklicher Tradition und industrieller Produktion" und meint damit offenbar die Besinnung auf die Volksbauweise auf der einen Seite und die zukunftsweisende Orientierung auf maschinelle Großproduktion auf der anderen. Zu letzterer kam es nicht, u. a. weil der nationalsozialistische Kleingeist dem Kunstverständnis der Architekten keinen Raum ließ und somit die geistige Elite zur Emigration zwang. Der hohe Bedarf an sozial verträglichem Wohnraum in der Zeit der Weimarer Republik hatte die Nachfrage nach preiswertem Bauen verstärkt. Die Architekten, Ingenieure und Bauunternehmer der Nachkriegszeit arbeiteten an der Entwicklung sparsamer, rationellerer Baumethoden und förderten damit das Entstehen einer Industrie zur maschinellen Vorfertigung von Bauelementen. Der Tischlermeister Christian Ferdinand Christoph und der Architekt Rudolph Unmack gelten als die Gründungsväter der Christoph & Unmack AG, Niesky/Oberlausitz, die sich mit ihrem Chefarchitekten Konrad Wachsmann in den zwanziger Jahren zum bedeutsamsten Hersteller industriell vorgefertigter Bauten in Europa entwickelte. Wachsmanns Häuser zeichneten sich durch zeitgemäße Architektur und schlichte Eleganz aus. In den Deutschen Werkstätten Hellerau lief seit 1906 die maschi-

nelle Möbelproduktion. Ihr Gründer und Direktor, Karl Schmidt, arbeitete seit 1909/10 an dem Plan für den Bau einer Gartenstadt mit typisierten „Maschinenhäusern".

Zusammen mit der Firma Höntsch & Co. in Niedersedlitz stellten die Deutschen Werkstätten Hellerau und Christoph & Unmack in Niesky etwa 400 Holzhäuser für den sächsischen Raum her. Die von der Verfn. erarbeitete Standortliste dürfte bei Denkmalpflegern, Architektur-Interessierten und Regionalhistorikern auf dankbares Interesse stoßen.

Katharina Eisch wendet sich in ihrem Forschungsprojekt „Die Spur von '45. Das Kriegsende im sächsischen Gedächtnisraum" (S. 131–158) den biographischen Erfahrungen von sudetendeutschen Vertriebenen im oberen Vogtland zu, die sie als „Erfahrungen des Heimatverlustes" darstellt. Das Erinnern spielt bei der Organisation von Vergangenheit und Gegenwart eine identitätsstiftende Rolle. Davon ausgehend gewann die Verfn. das Material aus lebensgeschichtlichen Interviews, deren Aussagen sie mit ihrem im Sächsischen Hauptstaatsarchiv gewonnenen Aktenwissen unterlegt. Auf diese Weise lässt sie vor den Augen des Lesers ein so eindrucksvolles wie bewegtes Bild individueller Schicksale entstehen. Ihre Erzählerinnen und Erzähler waren im Herbst 1945 geflüchtet bzw. im Zuge des Potsdamer Abkommens 1946 ausgewiesen worden. In beiden Fällen mussten die Familien binnen weniger Stunden Haus und Hof verlassen. Sie siedelten sich in nur wenige Kilometer entfernt liegenden ostdeutschen Ortschaften an. Bei aller persönlichen Betroffenheit gelingt der Verfn. die Gratwanderung einer biographischen Forschung, die einerseits Verständnis für die Lebenswelt der Interviewpartner und andererseits sachliche Distanziertheit zum Forschungsgegenstand zeigt.

Dem umfangreichen Abhandlungsteil schließen sich vier Berichte an, die sowohl die Neugier der Dresdener Kolleginnen und Kollegen an kulturellen Erscheinungen der Gegenwart erkennen lassen (vgl. Monika Kania-Schütz, Jörg Hennersdorf: „Maibäume in der Gegenwart – Objekte der Dekoration oder Zeugnisse der Tradition?"; Bernd Schöne: „Das technische Museum der Bandweberei in Großröhrsdorf/Oberlausitz") als auch ihre Verantwortung für die Verwaltung und Dokumentation des wissenschaftlichen Nachlasses von in Sachsen volkskundlich engagierten Männern und Frauen belegen (vgl. Andreas Martin: „Der Nachlass von Hugo Wiechel"; ders.: „Der Nachlass von Josepha Elstner-Oertel"). Obgleich hier nicht näher auf die einzelnen Texte eingegangen wird, sei doch die Anlage eines Berichtteils als nachahmenswertes Beispiel unmittelbarer Informationsvermittlung hervorgehoben, wo laufende Forschungsvorhaben vorgestellt werden oder Diskussionen ihren Platz finden können.

Fazit: Die durchweg aufschlussreichen Beiträge stellen einmal mehr Vielseitigkeit und fachwissenschaftlichen Sachverstand einer außeruniversitären volkskundlichen Einrichtung unter Beweis (vgl. dazu Volkskundliche Arbeit in der Region, in: Volkskunde in Sachsen, Heft 5/6). Darüber hinaus haben redaktionelle Sorgfalt und gestalterische Kompetenz für gute Lesbarkeit gesorgt, wodurch sich „Volkskunde in Sachsen" wohltuend von anderen Fachblättern unterscheidet. Für das Erscheinungsbild scheint auch der vollzogene Verlagswechsel von Vorteil zu sein: Die Zeitschrift besticht Geist und Auge gleichermaßen.

Susanne Hose